

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

9) Roman von C. Viebig.

„Das ist doch kein Vergleich,“ sagte Elisabeth. Sie war einigermassen verlezt; zum erstenmal fiel es ihr auf, daß Systemmacher eigentlich nicht das größte Feingefühl besaß. Aber sie konnte ihm nicht böse sein, sie war gerührt, er entließ sie mit so viel gutgemeinten Ratschlägen und Ermahnungen wie ein Vater seine Tochter. „Nur nicht übereilen! Die Verleger sehen schon, wo sie bleiben. Wenn er Ihnen ein Honorar bietet, verlangen Sie ruhig die Hälfte mehr. Schade, daß ich nicht mitgehen kam, es wäre besser!“

Lustschlösser mit goldenen Zinnen bauten sich auf vor Elisabeth, als sie zu Herrn Maier ging. Der Weg zur Königgräberstraße wurde ihr nicht lang, ihr Gesicht war heiter, ihr Schritt zuversichtlich.

Ihre derben Lederstiefel — sie stammten noch aus Meseritz — traten fest aufs Trottoir; über der frischgestärkten Leinenbluse blühten die runden Wangen, der Mund lächelte. Die Vorübergehenden sahen sich nach ihr um.

Sie sumnte sich leise ein; am liebsten hätte sie gepfiffen, lustig, hell und durchdringend wie die Vurschen auf dem Feld, wenn der Schatz naht. Eine Ahnung kommenden Glücks war in ihr; schon fühlte sie seinen Flügelschlag.

Es war nicht das Herrin Systemmacher so beunruhigende Honorar, das lockte sie nicht, o nein, etwas ganz anderes; sie konnte es sich selbst nicht nennen. Etwas ganz Unbeschreibbares, Unausprechliches schwebte ihr vor im Wachen und im Traum. Es webte tausend Fäden um ihre Seele und verstrickte die ganz darin. Sie konnte nicht anders, sie zitterte nach jenem ungenannten Großen.

Schaffen, schaffen, mit nie ermüdender Lust. Leben, Leben, wohin man sieht! Nichts Kaltes, nichts Totes: die Fluren leben, jeder Grashalm hat eine Seele, jeder Stein. Und Stimmen flüstern im Windhauch, jauchzen, grollen im Sturm. Gestalten kommen und gehen, unverhüllt, — man sieht ihnen bis ins tiefste Herz.

„Menschen! Meine Menschen!“ Ueber des Mädchens lächelndes Gesicht glitt ein liebevoll warmer Ausdruck. Das Blut schoß ihr in die Wangen, sie fühlte einen Strom der Liebe zu ihrem Herzen dringen. Da war keiner zu gering. Sie hatte mit den Tagelöhnerkindern gespielt und Blicke in die Hänslerstuben gethan; sie kannte sie alle draußen, ihre Leiden, ihre Freuden. Und unsichtbare und doch starke Fäden leiteten von da herüber in die große Stadt — Menschen sind Menschen. Selig, wer die Kraft hat, sie zu schützen! Selig, wer mit ihnen lacht, selig, wer mit ihnen weint!

Elisabeth preßte die Hände ineinander, der starke Atem schwellte die Brust — dreimal selig! Sie schloß die Augen wie sonnengeblendet — sie fühlte die ganze Schöpferwonne.

„Guten Morgen, mein Fräulein,“ sagte Herr Maier freundlich, als Elisabeth vor ihm stand. „Bitte nehmen Sie einen Augenblick Platz.“

Er wandte sich wieder ganz dem Herrn zu, der mit untergeschlagenen Armen und in nachlässiger Haltung am Pult lehnte. Das edle Profil desselben hob sich scharf gegen das leichte Fenster ab; Elisabeth konnte nicht umhin, es bewundernd zu betrachten. Sie war enttäuscht, als er ihr das volle Gesicht zuehrte — ein selbstgefälliger Mund, ein weibisches Sinn!

Er betrachtete sie scharf sekundenlang. Sie errödete tief unter seinem Blick.

„Aber,“ sagte Herr Maier halblaut, „ich wüßte doch wirklich nicht, inwiefern wir Ihnen nicht entgegengekommen wären? Wenn wir allen unsern Autoren“ — sein Blick streifte das junge Mädchen — „solche Honorare zahlen müßten, dann“ — Er sprach nicht weiter.

„Ich bitte Sie,“ der andere lächelte, „Sie können mich doch auch unmöglich mit Ihren jungen, unbekanntem Autoren auf eine Stufe stellen, ich verlange gar kein Entgegenkommen, nur mehr Rücksicht, Rücksicht! Ich habe Ihnen zu Liebe auf das vorherige Erscheinen meines Romans in einer

Zeitschrift verzichtet; obgleich körperlich sehr angegriffen, das Buch nahezu vollendet! Bequem zum Oktober herauszubringen.“

„Aber ich weiß wirklich nicht“ — der Verleger machte ein etwas verdutztes Gesicht — „worauf Sie hinauswollen?“

„Ich? Sie mißverstehen mich, lieber Maier.“ Er wandte sich zum Gehen. „A propos, lieber Maier —“, er drehte sich noch einmal um — „vorüber ich noch mit Ihnen sprechen wollte! Ich wundere mich, Sie haben ja kein einziges Talent meiner Schule im Verlag! Warum nicht? Da ist zum Beispiel die —“ Er dämpfte die Stimme.

Jetzt sprach Maier; auch leise. Es schien eine Debatte, noch dazu eine etwas erregte, werden zu wollen.

„Nein,“ sagte der Autor plötzlich laut: „da halte ich es wirklich nicht für ratsam, in Ihrem Verlag zu erscheinen; ich bin ja völlig isoliert.“

Maiers blaße Gesichtsfarbe spielte schon ins Grünliche. Der andere behielt immer das gleiche, überlegene Lächeln.

Sie sprachen wieder leise.

„Nun denn, meinetwegen!“ sagte plötzlich der Verleger. „Es klang gereizt. Um Ihnen gefällig zu sein!“

„Also schön! Ich halte Sie beim Wort. In circa vierzehn Tagen können Sie auf mich zählen. Den unterzeichneten Kontrakt schicke ich morgen. Vergessen Sie nicht: zwanzig Abzüge auf Büttenspapier für mich!“ Nach einem zweiten scharfen Blick auf das junge Mädchen verließ er das Bureau.

„Nun,“ sagte Herr Maier, als er zurückkam, — er hatte den Besucher bis auf den Sturz begleitet — „da haben Sie gleich unsern berühmtesten Autor gesehen: Wolfgang Eisenlohr.“

„Das — das war er?“ Ein Zug großen Erstaunens flog über Elisabeths Gesicht. „Den habe ich mir anders gedacht!“

„So?“ Maier unterdrückte ein Lächeln. „Bitte, behalten Sie Platz, mein Fräulein.“

Sie war unwillkürlich aufgesprungen und hatte sich dem Pult genähert; hier sollte sie ihr Urteil empfangen. Eine letzte Schen mischte sich in ihre Glückszuversicht, — hier hatte der große Autor gestanden! Erwartungsvoll, mit glänzenden Augen sah sie den Verleger an.

Er zog einen Schub auf; da lagen ihre Manuskripte. Er nahm sie heraus: „Eins, zwei, drei, vier, fünf! Fräulein, ich bin nicht abgeneigt, Ihre Novellen zu verlegen. Hier, die zwei schon in dem Kläbeblättchen abgedruckten und die drei noch ungedruckten, giebt einen zwei Mark-Band.“

Es schwindelte Elisabeth. Stand sie denn fest auf ihren Füßen? So viel Glück! So viel Glück! Sie faßte nach der Tischplatte, um sich daran festzuhalten.

Er sah ihre Erregung und nickte: „Sie haben Glück! Andere müssen Jahre und Jahre warten.“

„Ja, sehr viel Glück!“ Wie beschämt senkte sie den Kopf.

Der Verleger lächelte; er ließ seinen Blick wohlgefällig auf ihrer mädchenhaften Gestalt ruhen. „Sie sind noch sehr jung, Fräulein!“

„O nein,“ — sie wurde rot — „ich bin schon sechsundzwanzig.“

„Ich hätte Sie für jünger gehalten,“ sagte er ohne jede Artigkeit. „Viele unserer Autoren haben sich in dem Alter schon fast ausgeschrieben. Heutzutage ist es Mode, in den Windeln anzufangen. Es kann einer gar nicht grün genug sein. Ihr Glück, Fräulein, daß Sie nicht zu früh angefangen haben!“

Elisabeth sah ihn offen an: „Ich hätte wohl schon eher gemocht, ich habe mich nur nicht getraut. Ich hatte zu großen Respekt!“

Er lachte. „Vor wem?“

„Vor der Kunst!“

„Und den haben Sie jetzt nicht mehr?“

„O ja, erst recht!“ Sie nickte eifrig. „Jetzt, wo ich mich selbst mühe, weiß ich erst, was dazu gehört. Ich habe eine große Bewunderung für alle, die etwas erreicht haben.“

„Wollen sehen, wie lange diese Bewunderung dauert,“ jagte er mit skeptischer Miene; und dann, den Ausdruck ändernd, fragte er nach ihren ersten litterarischen Versuchen,

Ihrer Heimat und ihrem Leben auf dem Lande. Uebrigens war er ziemlich genau orientiert, er hatte sich anscheinend schon nach ihr erkundigt.

Sie antwortete freimütig; ihr war, als hielte dieser kleine Mann ihr Wohl und Wehe in den Händen — er verlegte ja ihr Buch!

„Und was hat Sie nun doch zum Schreiben getrieben?“ fragte er zuletzt.

„Die Natur,“ sagte sie einfach. „Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; sie ist so schön, ich mußte sie beschreiben. Und dann kamen Gestalten, die gingen hin und her und sprachen zu mir; ich las ihre Geschichte von ihren Gesichtern. Und dann hab ichs eben so hingeschrieben. Wenn ich schreibe, ist es mir, als sagte mir einer inwendig immer was vor. Oft will ich gar nicht so schreiben, aber auf einmal stehts da. Ich muß. Es ist so komisch!“ Sie lachte.

Ihr helles, fröhliches Lachen klang von den Wänden wider. War das ein wundervolles Lachen! Ihr Oberkörper schüttelte sich leicht unter der knittlichen Bluse; ihre Augen kniffen sich halb zu, daß die dunklen Wimpern auf den rosigen Wangen ruhten; in dem vollen Rinn zeigte sich ein Grübchen. Und der Klang war so sonor, so gesund!

(Fortsetzung folgt.)

Unser Musiktreiben.

Nun ist es stiller geworden im Walde der musikalischen Nachtigallen, Amseln, Spatzen und Nachtenten: die Konzerte der Saison sind in der Hauptache seit längerem vorüber, und nur einige gemüthlichere Produktionen von Gesangsvereinen und Sinfonieorchestern, sowie die allwöchentlichen regelmäßigen Orgelkonzerte erinnern an die Kluten, die kommen und wieder kommen werden. Will uns der nächste Winter einen noch höheren Stand der musikalischen Gewässer bringen, als die bisherigen Winter gebracht haben? Es ist dies durchaus zu erwarten; auf einen täglichen Durchschnitt von einem halben Duzend und auf einzelne Fälle von einem ganzen Duzend musikalischer Vorstellungen an einem Tage (die bloßen Unterhaltungskonzerte natürlich ungerchnet) müssen wir uns schon gefaßt machen. Aus daß die größte Masse in diesem ganzen Trübel wieder die kaum flüggel Sängereinnen bilden werden, müssen wir voraussehen. Und daß die Fragen: „Wie all das? Woher all das? Wohin all das? Wozu all das?“ — immer drängender an uns kommen werden, müssen wir uns ebenfalls sagen.

Wenn wir jetzt in der Sommerruhe einiges zum Verständnis und zur Kritik der fraglichen Dinge beitragen wollen, so heißt es vor allem, vorsichtig sein, daß wir nicht eine so vielfältig verurtheilte und so vielfache Verschiedenheit bergende Massenerscheinung allzu einfach erklären wollen. Immerhin werden sich einige Grundtypen unserer Erklärung und Kritik der Verhältnisse festhalten lassen.

Der erste Standpunkt, von dem aus wir das Ganze zu betrachten gut thun, ist der wirtschaftliche. Allerdings spielt ökonomische Not hier nicht die erste Rolle, wenigleich sie u. a. bei dem Uebermaß an Klavier- und Gesangslehrern mit in Betracht kommt. Insbesondere aber ist es die wirtschaftliche Zukunft der Mädchen, die hier mitspielt. Das „Geizaten“ wird — wir wollen garnicht sagen: immer schwerer, aber: immer gleichgiltiger. Da soll nun die Pfist Tisch und Bett erziehen. Opfer nach Opfer wird aus den verschiedenen Sparbenteln heraus gebracht, wird den verschiedenen Unternehmern (als da sind: angeblide Lehrer oder Lehranstalten, Agenten usw.) zugezogen und ist schließlich in Rauch verfliegen.

Und das Publikum steht insofern unter ökonomischem Druck, als es für die Musik in der Hauptache nur dort Gelder hergiebt oder hergeben kann, wo es aus gesellschaftlichen Gründen dazu veranlaßt ist. Hier wird nun den musikalischen Kräften der Erfolg meistens in dem Maße zu teil, als er überhaupt schon vorhanden ist. Dem, der viel hat, wird noch mehr gegeben, und dem, der wenig hat, wird auch noch das Wenige genommen. Von „Methungen“ verkannter Größen ist in diesen Verhältnissen fast keine Rede; wo anscheinend eine vorgeht, dort ist die Berkennung schon vorüber, und das Publikum beist sich nur eben, die erfolgte Anerkennung zu bejubeln. Was sich alles weiter daraus ergibt, braucht hier wohl nicht erst auseinandergesetzt werden.

Der zweite Standpunkt, von dem aus wir die fraglichen Dinge betrachten sollen, ist der künstlerische selber. Man vergehe nicht, daß es sich um eine Kunst handelt, also um etwas, das weit über Modeklammern steht, das zum eigenen Bestand menschlichen Lebens überhaupt gehört und immer wieder treue Jüngerschaften um sich sammeln wird. Wohl jeder Künstler lebt ja für seinen Beruf, nicht als für ein Mittel zu einem andersartigen Zweck, sondern aus unmittelbarem Drang danach. Die Ausnahmen, die einer Eitelkeit, einem finanziellen Interesse usw. entspringen, dürften weit geringer sein, als man manchmal glauben möchte; ja selbst, wo solche Nebeninteressen im Vordergrund standen, können sie im Verlauf des Studiums hinter die vordrängen und edteren zurücktreten. Demnach ist eine gewisse Art und Größe von Anerkennung

auch diesem gesamten Massentreiben zu zollen: es bezeugt eben ein ausgebreitetes Interesse für Hingabe an die Kunst. Ja man könnte auch noch den Nutzen für sie erhoffen, daß diese majrige Konzentrenz den künstlerischen Durchschnitt des Dargebotenen erhöhe. In der That ist dies wenigstens teilweise der Fall; zu einem andern Teil wird freilich nicht der Kunstwert, sondern der Anpassungswert den Ausschlag geben, die Bedeutung des Hineinstimmens einer dargebotenen Leistung in die gegebenen Verhältnisse, in den Modegeschmack, in Personalbeziehungen usw. Außerdem aber dürfen wir nicht vergessen, daß der Kunstberuf und ganz besonders der Musikberuf noch mehr als die meisten anderen Berufe unter einem fortwährenden Durcheinander von Meisterleistung und Dilettantleistung, von Sachmannsurteil und Laienurteil, insbesondere aber unter der noch lange nicht ausgerotteten Gewohnheit des Publikums leidet, die Kunst nach dem zu beurteilen, was an sich noch nicht künstlerisch ist, nach Inhalt, Tendenz usw., bestenfalls nach einem oberflächlichen Effekteindruck.

Und dies führt uns zu dem dritten, unseres Trachtens wichtigsten Standpunkt, von dem aus wir die fraglichen Dinge betrachten sollen, während sie gerade von diesem aus am allergeringsten betragt werden, zu dem pädagogischen Standpunkt. Unter all den schönen Fortschritten, die unser Geistesleben in der jüngsten Zeit gemacht, hat die Kunstpädagogik jedenfalls am wenigsten an andere Interessen überverkehrt. Daß die Künste ebenso wie Wissenschaften und wie die bislang üblichen Schulgegenstände eines Unterrichts ihrer Jünger bedürfen und zwar, wie schließlich jeder echte Unterricht, eines erzieherischen, wenigleich selbstverständlicher Weise für jedes Lehrfach und für jede Gruppe von Lehrfächern eigenenthliche Verschiedenheiten des Unterrichts vorgezogen werden müssen: Diese Erkenntnis selbst im ganzen noch immer, und ihr Fehlen ist vielleicht der gefährlichste Fehler unseres Kunsttreibens, ihre Erwerbung und Anwendung wird vielleicht die beträchtlichste Förderung des Kunstlebens sein. Natürlich werden sich niemals Künstler züchten lassen, niemals fehlende Anlagen künstlerischen Gefühls durch lernenden Erwerb selbsthin erziehen lassen; aber was immer der Künstler braucht, um seine inneren Bilder herauszubringen, um schaffen zu können, was er will: das alles läßt sich lernen und soll gelernt werden.

Wir sehen dabei vorerst ab von den Fällen, in denen es nicht auf Heranbildung von schaffenden oder nachschöpfenden Künstlern, sondern lediglich auf Kunstverständnis, auf ein Ergäuzen der allgemeinen Bildung durch Belehrung über Kunstdinge und durch Entwicklung eines ernstlichen, reinen Kunstgeschmacks ankommt, und begnügen uns zunächst mit dem Protest dagegen, daß in unseren höheren, mittleren und elementaren Schulen ein derortiger Kunstunterricht noch so gut wie ganz fehlt, und daß insbesondere unsere Volksschulen mit ihren lahlen Wänden und ihrer lahlen Proia mit schuld ist an dem, was wir kurzweg die Kunstkrise unseres Volkes nennen möchten.

Wir beschränken diesmal unsere Fragestellung auf den eigentlichen Kunstunterricht, also auf die Heranbildung von schaffenden und nachschöpfenden Künstlern. Den Ausblick hat es allerdings, als werde für ihr genug gethan: die große Zahl der Lehranstalten für Musik, der sogenannten Konservatorien in unseren meisten Großstädten, die notorisch langen Zeiträume und intensiven Kräfte, die auf die Erwerbung musikalischen Könnens verwendet werden, möchten uns von einem sehr hohen Stand der berufsmäßigen musikalischen Ausbildung erzählen. Allein wer in diesen Dingen nur einigermaßen bewandert ist, hat sich unseren Konservatorien gegenüber bereits längst resigniert: er weiß, daß sie, wenn nicht schwindel, so doch grotzentheils etwas sind, das nur „auf dem Papier“ steht, daß ihre Lehrer in erster Linie etwas anderes als spezifische Lehrer sind (was übrigens auch an unseren Universitäten vorkommen soll), daß ihre Darbietungen an Umfang ohne Verhältnis zu den aufzuwendenden Kosten stehen, und daß sie eine genügende Fürsorge für die gesamte musikalische Ausbildung des Elvben tragen, daß sie bestenfalls spezielle Fachschulen und bei weitem nicht Berufsschulen sind.

Fälle wie der, daß einem Gesangsschüler wöchentlich zweimal 10 oder 15 Minuten Gesangsunterricht, der ihm zweifellos unentbehrliche Klavierunterricht überhaupt nicht erteilt wird, sind weder die trassesten, die wir aufzählen könnten, noch auch etwa aus den dunkelsten, vielmehr aus den hellsten Musikschulen genommen. Und trotzdem wird man in Verantwortung der Frage, ob einem Kunstjünger Privat- oder Schulunterricht zu raten sei, sich nur unter außerordentlich günstigen Verhältnissen für einen genügend zusammengelegten Privatunterricht, sonst immer eher für einen Schulunterricht entscheiden müssen.

Diese gesamten Verhältnisse stehen nun aber wieder mit zwei anderen Angelegenheiten in enger Verbindung. Einerseits mit der eines berufsmäßigen genossenschaftlichen Zusammenschlusses. Sind die sachmäßigen Vertreter eines Berufs gesellschaftlich einig und gesellschaftlich stark interessiert, so werden sie auch für eine genügende Höhe des Unterrichts auf ihrem Gebiet eher als sonst Interesse gewinnen; und umgekehrt wird eine Gesellschaft sachmäßig ausgebildeter eher als eine andere für ihre soziale Stellung sorgen. So kann auch die Tendenz eines neulich vielbemerkten Vortrags zu Dresden in dem Verein „Rechtshaus für Frauen“ über das Schauspielereinnahmen-Elend, die Tendenz nach Organisation der Beteiligten, für jeden künstlerischen Beruf vorbildlich sein. Andererseits stehen jene mangelhaften Verhältnisse des eigentlichen Kunstunterrichts in

enger Verbindung mit den schon erwähnten mangelhaften Verhältnissen der Heranbildung zum Kunstverständnis im Rahmen der allgemeinen Schulen. Ein Publikum, das nicht einmal gelehrt worden ist, zu verstehen, wo Künstlerisches anfängt und wo es noch nicht anfängt, geschweige denn, daß es einen Geschmack dafür erworben hätte, was beispielsweise ein schöner und was ein ungeschöner Gesangsston ist: ein solches Publikum wird wohl immer in Gefahr sein, den schlechteren Künstler über den tüchtigeren zu stellen. — sz.

Kleines Feuilleton.

k. Wie altägyptische Touristen die Denkmäler bekräftigten.
Wenn heute die Touristen im Ausblick historischer Denkmäler ihrer Ergriffenheit nicht anders Ausdruck zu verleihen vermögen, als dadurch, daß sie ihren Namen, das Datum des denkwürdigen Tages u. dergleichen, so ist man höchlichst über sie entsetzt. Daß die alten Ägypter dasselbe gethan — dafür weiß man ihnen schönen Dank, und ihre „Dokumente“ werden sorgfältig gesammelt. In der That führen diese oft besser und unmittelbarer in das Leben und den Geist des alten Volkes ein, als mancher dicke Foliant. Die alten Ägypter waren eifrige Touristen und sie bekräftigten die Momente, zu denen sie kamen, aus Leibeskraft. Die Pyramide von Meydum — erzählt der französische Archäologe Maspero — hatte den Rasgrabern so gut widerstanden, daß man sie für ganz unerbütet hielt und sich wunder war von ihr versprach. Als ich endlich eindrang, war das erste, was ich sah — der Name eines Schreibebers Solari, der an die Thüre geschrieben war; daneben hatte sein Kollege Amommoju ein gleiches gethan. Sie lebten unter der 18. Dynastie, fast 2000 Jahre nach der Erbauung der Pyramide, und sie waren zu diesem Grabe des Königs Sesostris eingedrungen wie man heute zu alten Wandmalereien wallfahrtet. Sie waren sogar zu dem engen Gang hinaufgestiegen, der zu der Grabkammer führt. Man riskierte, bei der Klettertour auf die Pyramide sich das Genick zu brechen; und für gewöhnlich begnügten sich die Touristen, in die kleine Kapelle zu gehen, die am Fuße des Baues für den Kultus des verstorbenen Pharaos eingerichtet war. Dort schrieb man in aller Ruhe nicht nur seinen Namen auf einen schönen, Platz, sondern fügte auch allerhand Reminiscenzen aus alten Schriften hinzu und gab seinem Enthusiasmus unständlich Ausdruck. Der Sohn desselben Amommoju, der sich oben verewigt hat, ist unten geblieben und erzählt in höchster Begeisterung, wie er „gekommen sei, die schöne Kapelle Sesostris zu besuchen.“ Er habe sie „im Innern gefunden wie den Himmel, wenn Na, die Sonne, sich an ihm erhebt. Der Himmel regnet Myrrhen, er löst sich auf in Weihrauch vor der Kapelle Sesostris.“ Und als ob tiefer schöne poetische Erguß noch nicht genügt hätte, die Seele des Herrschers zu besriedigen, wendet er sich in langer Rede an die künftigen Geschlechter, mit der Bitte, für ihn zu beten. Andere, die nach ihm kamen, fanden augenscheinlich großes Gefallen an seiner poetischen Prosa und machten eifrig die schönsten Stellen zu ihrem geistigen Eigentum. Viel Kritik bewiesen übrigens die Touristen damals im allgemeinen ebenso wenig wie heute. Sie gerieten vor allem in Ekstase, wenn es nur recht alt war. Neben den allgemeinen Schwärmereien finden sich aber auch die genauesten Angaben über die Zeit der Inschrift, unter welchem König, nach welchen bedeutenderen Ereignissen u. s. w. sie verfaßt ist, und diese Angaben werden zu ausgezeichneten Hilfsmitteln für die Geschichte. Weiter geben die Schreiber genau die Motive an, die sie an den Ort geführt haben. Diese Gründe sind oft sehr merkwürdig. Die Ägypter waren erfahrene Magister, und besonders waren diese verlassenen Bauwerke der geeignetste Ort für Zauberwerke. So begab sich unter der Regierung Nemes II. der Schreiber Panna aus Memphis eines Nachts zu dem Grabmal eines gewissen Schopsisphah, der zwei Jahrtausende vor ihm gelebt und zu seiner Zeit in dem Ruße gestanden hatte, im Besitze übernatürlicher Kräfte zu sein. Er brachte die geeigneten Zauberbücher mit und recitierte daraus in der Kapelle Beschwörungsformeln. Wenn alles nach Wunsch ging, mußte ihm eine ungeheure Schlange erscheinen, die Schlange, welche sich in der Pyramide des Pharaos Saburl verbarg und in der die Seele dieses Königs sich zu enthüllen pflegte. Panna suchte von ihm ein Rezept zu erlangen, das sein Dasein auf Erden bis zu dem Alter von 110 Jahren — das kein Sterblicher überschreiten konnte — verlängerte. Die Gebete waren kräftig, denn sie waren den Büchern entnommen, die vom Gotte Ptah selbst verfaßt waren; aber jedenfalls war die Zeit nicht geeignet; Panna ging bis zur ersten Beschwörungsformel — kein Erfolg! Da verlor er den Mut und ging nach Hause, aber vorher schrieb er noch das Protokoll der unfruchtbareren Sitzung in schöner Kursive auf die Mauer. Auch sonst trügeln die Kranken, wenn sie ein Orakel befragt hatten, auf einen Felsen in der Nähe oder auf eine Wand des Heiligtums eine Danlsage an die Gottheit, die sie auf so wunderbare Weise geheilt hatte. Einer der Frommen verewigte auch einen Angstschrei an seinen Schutzpatron: „Verlaß mich nicht, o Na-Harmathis!“ Ebenso aber ließen die Unzufriedenen auch ihre schlechte Laune auf den Mauern aus. Der Archivar Ptahschadu hat zwar vergessen, uns zu verraten, womit sein Chef ihn so furchtbar geärgert hat, aber er hat auf Felsen bei Theben ein Couplet geschrieben, in dem dessen Persönlichkeit arg zerzaust wird. „Der Befehl meines Herrn, das ist ein

Krocodil. — Sein Zahn ist im Wasser, aber wo? — Seine Zähne sind in dem Kanal des Westens, — und sein Auge blinzelt.“ Das scheint eine Malice gewesen zu sein, über die Thebaner Wochen hindurch bersten wollten vor Lachen. In den Jahrtausenden ist das Salz dieses Westens ein wenig verdampft, und man versteht ihn gar nicht mehr ohne folgenden Kommentar: Zunächst galt das Krocodil als ein verräterisches Tier, das sich in trübem Wasser aufhält — in dem „Kanal“, — und sich schlafend stellt, um seine Beute nicht fortzuschicken. So stellen es die alten Wandmalereien dar, wie es ruhig daliegt, mit unheimlichster Miene, als wäre es nur eine große Eidechse, die niemand etwas zu Leide thun könnte. Und im Augenblick, wo man am wenigstens darauf gefaßt ist, kommt ein Schlag mit dem Schwanz, ein paar Mal Zuschnappen, und ein Schaf, ein Hund oder ein Mensch ist verschwunden. Ptahschadu hatte also einen Auftrag erhalten, der sehr freundschaftlich ausah, aber gefährlich auszuführen war, und er verglich ihn mit dem kalischen Krocodil; er hatte eine Ahnung, daß sein Leben auf dem Spiele stand, wenn er auch noch nicht wußte, wo die Gefahr steckte, und deshalb sprach er von dem Kanal des Westens, über den der Weg zum Grabe führte. In dieser Gemüthsverfassung machte er seinem gepreßten Herzen in der kleinen Vossheit Luft. —

— **Etwas vom Jägerdeutsch.** In der Halbmonatschrift „Niederdeutsch“ findet sich unter diesem Schlagwort folgende interessante Abhandlung. Die Jäger reden nicht nur ihr Jägerlatein, sondern auch ihr eigenes Jägerdeutsch, das dem Laien vielfach unverständlich ist. Eine Mebhuhnfamilie nennt der Jäger beispielsweise Kette. Dieses Wort hat aber mit unserer Eisen-Kette (vom lateinischen catena) nichts zu schaffen. Es hieß nach P. Lembkes Studien über die deutsche Weidmannssprache im vorigen Jahrhundert noch Kette (althochdeutsch chutti, mittelhochdeutsch kätte, niederdeutsch kotte) und bedeutet so viel wie Haisen. Schar. Dasselbe bedeutet das Weidmannswort Rudel (ein Rudel Hirsche), es ist dies die Verkleinerungsform vom mittelhochdeutschen und niederdeutschen rode = Rotte. (Man denke an den Namen Roderich!) Auch das Wort Rude scheint aus rode, rudo entstanden zu sein. Ein Hirschbock heißt im Niederdeutschen Haybock. Die niederdeutschen Ortsnamen Hayfeld, Haybruch (Hakbruch) bedeuten Hirschfeld, Hirschbruch. — Das weibliche Schwarzwild nennt der Jäger Vache, vom mittelhochdeutschen bache, niederdeutschen backe, englischen back (back side) = Hintertheil, Schinken. Eine Vache ist also ein Schinkenier. — Eine grobe Sau heißt so viel wie starke, maffige Sau. Grob, niederdeutsch grow, bedeutet ursprünglich dick, stark. „Grow Korn“ nennt noch heute der niederdeutsche Bauer vides, stämmiges Getreide. — Das Weidmannswort Dickung dagegen ist abgeleitet von dick, das ursprünglich dickt bedeutet. So spricht der Niederdeutsche noch heute vom dicken Nebel! — Das Weidmannswort Walg bedeutet ursprünglich Schlang (althochdeutsch pale). Die Benennung Walg ging auf die Tierhäute über, weil aus diesen die Schläuche für Getränke hergestellt wurden. So bezeichnet unser Wort Orhst ursprünglich einen Schlang aus Rindsleder (oxhovt = Ochsenhaut). — Drossel nennt der Jäger die Luströhre des Hirsches vom mittelhochdeutschen drozzo = Kehle. Auch das Wort erdroffeln, der Vogelname Drossel und der noch heute vorkommende Name Drosselbart sind aus drozzo entstanden. (Unsere Vorfahren verstanden unter Drosselbart einen Menschen mit einem Aropf.) — Das Schreien des Hirsches nennt der Jäger röhren, vom mittelhochdeutschen roren, niederdeutschen roren = brüllen. — Das Weidmannswort Brunst ist nicht von bremen abzuleiten; es hieß ursprünglich brunst und bildete sich aus mittelhochdeutsch bremnan = brummen (dunst brüllen) wie bremnst aus bremnen. Auch das Wort Bremse, niederdeutsch Brümse, d. h. Brummfliege, ist von bremen abgeleitet. — Viele unserer heutigen Wörter und Redensarten entstammen der Jägersprache, wie vorlaut, naserweis, härbeißig, ausgelassen, Wildfang, durch die Lappen gehen, auf den Wusch klopfen, zur Strecke bringen, auf solcher Fahrte, auf der Spur sein, Sprünge machen, Wind bekommen u. c. —

Kulturgeschichtliches.

Ag. Die „Knochenhouwer“, wie in Mt. Berlin die Schlächter hießen, dürfen sich rühmen, mit zu den ältesten Gewerben unserer Stadt zu gehören. Das älteste noch erhaltene Statu der Berliner Schlächter wurde „gegeben 1311 am St. Marcustage“, (25. April). Es beschäftigt sich mit den Fleischscharren, die den Knochenhouwer übergeben werden sollten. In jedem Vierteljahre sollten sie pro Scharren 6 Schilling und 5 Pfennige Zins zahlen und alle Vierteljahre mußten die Scharren kaveln und verlost werden. Wer sich böswillig gegen seine Kumpane zeigt, heißt es weiter, „dem beschlen wir an, daß er seinen Scharren immerhalb eines Monats verlaufe“. Die Knochenhouwer beschäftigten sich nur mit Einkauf des Schlachtviehs und Verkauf des Fleisches. Das Schlachten wurde von den „Kutern“ oder Wurstmachern in den Schlachthäusern besorgt, von denen das Berlinische beim Heiligengeist-Hospital, das Köllnische in der heutigen Köllnischen Gasse lag. Die Kuter konnten zwar auch das Schlachtvieh kaufen, durften aber nur zu Fuß den Vamtkreis einer Meile durchstreifen; den Knochenhouwer stand dagegen das Land offen, auch waren ihnen Pferde zum Reiten erlaubt. 1397 besah Berlin schon 46 Schlächter und drei Wurstmacher, Kölln deren acht. Das Fleisch war im Gegenfatz zur Neuzeit enorm billig; der Konsum bedeutend höher als jetzt. Ein Wädergeselle hatte beispielsweise pro Tag Anspruch auf 4 Pfd. Fleisch. Große Aufmerksamkeit wandte der Rat

der Fleischkontrolle zu, allerdings nur im Interesse der reichen Käufer. Den Armen und Hospitalien wurde das frante Vieh überlassen, es auf dem Markt zu verhandeln, war verboten. Um genaue Kontrolle über zu können, waren die Schlächter angewiesen, ihre Ware stets im Scharen zu verkaufen. Nur wenn Oxiern oder Jahermarkt war, durfte jeder, der über den Hausbedarf geschlachtet hatte, Fleisch zum Handel bringen. Sonst war es selbst den Großhändlern unterjagt, Fleisch zu verkaufen oder auch nur an die Thür zu hängen. In einer „Fleischer-Ordnung“ von 1656 wird der Preis der einzelnen Fleischarten genau festgesetzt. Danach kam das Pfund „vom gut gemahlten Rinde durch das ganze Jahr zehn gute Pfennige“, dabei sollte „keiner mit Hunchnung der Kalbdaunen wider seinen Willen beschweret werden, sondern allein das Pfund Kalbdaunen um acht gute Pfennige, Lunge und Leber aber das Pfund vor fünf gute Pfennige verkauft werden.“ Der Fleischverkauf mußte im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr morgens beginnen, damit ein jeder Fleisch bekommen und solches zur rechten Zeit zum Feuer bringen und gaar machen lassen könne.“ Ein uraltes Privileg der Berliner Schlächter war das Hütungsrecht. Das köllnische Gewert trieb sein Vieh auf den Urban, das Berlinische auf die „Stadtfreiheit“, die sich vom Spandauer Thore bis zur Jungfernheide und nach Lichtenberg und Borsigagen hinstreckte. Erst mit der Einführung der allgemeinen Gewerbefreiheit, die zugleich die Fleischlage aufhob, wurde auch das Hütungsrecht aufgehoben.

Psychologisches.

ss. Gehirnl. Es ist etwa zwei Jahre her, daß Scripture von der Yale-Universität in New Haven (Vereinigte Staaten) eine höchst merkwürdige Untersuchung veröffentlichte. Sie beschäftigte sich mit den Lichtbildern, die fast jeder Mensch gelegentlich vor sich sieht, wenn er die Augen schließt. Die Erscheinung an sich ist selbstverständlich der Beachtung der Wissenschaft nicht entgangen, aber man begnügte sich bisher stets damit, ihren Ursprung in den chemischen Vorgängen auf der Netzhaut des Auges zu suchen, und man sprach daher auch von ihr als dem „Eigenlicht der Netzhaut“ oder dem „Retinallicht“. Scripture dagegen gelangte auf Grund seiner Beobachtungen zu dem höchst auffallenden Schluß, daß die Lichtbilder nicht von der Netzhaut und überhaupt nicht vom Auge, sondern geradezu vom Gehirn ausgingen, und nannte die ganze Erscheinung infolge dessen „Gehirnl.“ Als Beweis für seine Ansicht führte er an, daß stets nur ein Lichtfeld an Stelle von zweien vor den geschlossenen Augen erschien und daß dieses eine Feld keine Anzeichen einer Vereinigung aus zwei Augenbildern böte, ferner daß die Figuren in dem Lichtfelde mit der Bewegung der Augäpfel sich nicht veränderten, endlich daß die Figuren auch dann keine Bewegung zeigten, wenn das Auge durch einen Druck mit den Fingern seitlich verschoben würde. Nachdem die früheren Ausführungen des amerikanischen Psychologen mehrfach zweifelhaft begegnet sind, setzt er jetzt die Erörterung seinerseits in der New Yorker „Science“ fort und berichtet von einem jüngst gehaltenen Erlebnis. Er beobachtete während einer Nacht die Bilder des „Gehirnl.“ unter ganz denselben Erscheinungen wie früher. Als der Tag zu dämmern begann, so daß Scripture den Fensterrahmen in dem schwachen Morgenlichte zu unterscheiden vermochte, blieben die Lichtbilder bei offenen Augen bestehen. Wenn er mit den Fingern beider Hände gegen das äußere Ende der Augäpfel drückte und sie auf diese Weise gleichzeitig in entgegengesetzten Richtungen verschob, so erschienen zwei Bilder des Fensterrahmens, die sich in entgegengesetzten Richtungen entsprechend der Verschiebung der Augäpfel bewegten, die Lichterscheinung aber verdoppelte sich nicht und bewegte sich auch nicht. Da ein Firtum in der Beobachtung angeblich ausgeschlossen war, so hält Scripture diese Erscheinung für einen vollkommenen Beweis der Entstehung jener Lichtbilder in dem Gehirn.

Medizinisches.

n. Ein genährtes Herz besitzt ein Italiener aus einer italienischen Klinik entlassener 23jähriger Mann. Er wurde vor etwa zwei Monaten angefallen und erhielt zwei Dolchstiche, die das Herz trafen. Trotz des schweren Blutverlustes konnte er noch lebend in das Krankenhaus gebracht werden. Der dortige Arzt, Dr. Ramoni, der den interessanten Fall in der „Rivista di Chirurgia“ beschreibt, nahm sofort eine umfangreiche Operation vor, indem er durch mehrere tiefe Schnitte den Raum zwischen der dritten und fünften Rippe bloßlegte und so den Zustand des verwundeten Herzens beobachten konnte. Es fand sich eine Stichwunde im Herzbeutel, die bis zur Länge von 6 Centimetern erweitert wurde, damit man den Verlauf der Verletzung feststellen konnte. In der vorderen Wand der Herzlammer fanden sich zwei Wunden, die je etwa 1 Centimeter lang waren und das Blut in Strömen aus dem Herzen treten ließen. Trotzdem dieser Befund wenig Hoffnung gab, verjuchte der Arzt eine Heilung herbeizuführen, indem er die Wunden nacheinander vernähte. Das fast Unglaubliche gelang, die Nähte wurden glücklich auf dem Herzen untergebracht und der Patient konnte nach 49 Tagen das Hospital geheilt verlassen.

Technisches.

— Antiker Wasserleitungskitt. F. Dörner untersuchte, wie die „Techn. Mundsch.“ mitteilt, den Kitt, welcher zur Dichtung der

römischen Wasserleitung bei Smyrna und von dazugehörigen Thonleitungen gedient hatte, und fand namentlich kohlenfauren Kalk in ihm, außerdem aber organische, in Aether lösliche Substanz, die aus Stearinsäure und Palmitinsäure bestand. Es liegt somit höchstwahrscheinlich der von Vitruvius bezw. Plinius erwähnte Deltit vor, welcher durch Zusammenreiben von „lebendem“, das heißt ungelöschtem Kalk und Del erhalten wurde. Es bildet sich dabei eine Kalkseife, welche sich nach dem Vorstehenden bis auf den heutigen Tag erhalten hatte, wie es scheint, allerdings nur zum Teil.

Humoristisch.

— Er weiß es ja. In eine Apotheke der steirischen Landeshauptstadt tritt ein Bauer und blickt forschend umher. Dann wendet er sich ohne ein Wort wieder zur Thüre.
 „Na, Vetter,“ fragt der Apotheker, „was hätten S' denn gern?“
 „Des habl's es net,“ ist die Antwort.
 „Aber warum denn nicht? wir haben alles, was Sie brauchen.“
 „Des habl's es net.“
 „Wenn ich Ihnen aber sage, wir haben alles. So sagen Sie doch nur, was Sie haben wollen.“
 „Von Sastra, ös habl's es net, i stad's ja. Laß's mi auffi!“
 „Rein, rist sagen Sie, was Sie wollen!“
 „An So a bel ste a'n!“ (Peitschenstiel.)
 — Aengstlich. Frau (zum Professor, der auf dem Stadesamt die Geburt seines Kindes anzeigen soll): „Aber nicht wahr, Männchen, Du nimmst Deine Gedanken zusammen . . . nicht daß Du Dich da auf dem Stadesamt noch einmal verheiraten läßt!“
 — Vorteilhafter. A.: Heute wurde mir Fräulein Schachtelgalm vorgestellt; an deren Wiege haben aber auch nicht die Grazien gestanden!
 B.: „Rein, aber der Gelbshrank!“
 („Morgend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Alexander Dumas d. Aelt. „Drei Musketieren“ wurden in den Jahren 1878 bis 1898 nicht weniger als 284000 Exemplare in Frankreich allein abgesetzt.
 — In Italien ist die Ausfuhr bedeutender alter Kunstwerke durch das Edict Paeca verboten. Kürzlich verkaufte der Prinz Chigi in Rom ein in seinem Besitze befindliches Jugendbild von Botticelli für 315000 Fr., verpflichtete aber den Käufer, sich bei der Regierung zu melden und anzugeben, daß das Bild in Rom bleibe. Das versprach der Käufer auch. Er schickte eine Visitenkarte mit einer römischen Adresse an das Unterrichtsministerium, worauf ihm bedeutet wurde, er müsse den Postwechsel auf Stempelpapier anzeigen. Dies geschah, aber als man die Regierung ihre Inspektoren schickte, entdeckte man, wie die „Zeit. Ita.“ mitteilt, daß Name und Adresse des Käufers falsch und dieser selbst samt dem Bilde fort sei. Wer der Käufer ist und wo das Bild hingewandert ist, weiß man noch nicht.
 — Die französischen Ausgrabungen bei Susa förderten u. a. einige wichtige Funde aus der Steinzeit zu Tage.
 — Das Field Columbian Museum in Chicago wurde jüngst durch eine bemerkenswerte Schenkung bereichert, ein Relief-Modell des Mondes, bereichert, das 19 Fuß (6 Meter) Durchmesser hat und dessen (halbkugelförmige) Oberfläche dem Beschauer alle Details des uns sichtbaren Teils der Mondoberfläche in getreuer Nachbildung zeigt.
 — Der Kongreß für Meeresforschungen in Stockholm ist am 25. Juni geschlossen worden, nachdem die von den beiden Sektionen ausgearbeiteten Vorschläge angenommen worden sind. Die Errichtung eines Generalbureaus mit dazu gehörigem Laboratorium zur hydrographischen und biologischen Erforschung des nördlichen Atlantischen Ozeans, der Nord- und Ostsee ist beschlossen worden. Es wurde auch auf dem Kongreß der Wunsch ausgesprochen, daß die Faröer und Island an das europäische Telegraphennetz angeschlossen werden möchten, da dies sowohl für die Fischerei wie für den Wetterdienst von Nutzen wäre. Was das isländische Kabel betrifft, so haben sowohl das isländische Amt als auch die dänische Regierung schon längst für diesen Zweck bewilligt. Das meteorologische Institut in Kopenhagen hat sich an europäische und amerikanische meteorologische Institute mit der Anforderung gewandt, sich für die Beziehung von Wetternachrichten aus Island zu verpflichten. Sobald sich die nötige Abonnentenzahl zusammengefunden hat, wird an die Verwirklichung des isländischen Kabels gegangen werden.
 — Die Chicagoer Hochbahn-Gesellschaft hat 150000 Fuß Aluminiumdraht in Bestellung gegeben, um ihn zur Stromleitung auf ihren Bahnen zu benutzen.
 — „Dukles selbstzündende Glühkörper Altien-Gesellschaft in Berlin.“ („Berl. Tagbl.“ 27. Juni, Abend-Ausgabe.) = Gedörrter Zweifelhändler.